

DIE FACKEL

Nr. 256

WIEN, 5. JUNI 1908

X. JAHR

Der Festzug ¹.

Nun kommt also der Triumphzug der Kriecherei zustande. Und so entblößt scheint die Absicht der sich selbst huldigenden Niedrigkeit, daß ihr Vorwand längst wie eine Majestätsbeleidigung wirkt. Der alte Kaiser wollte die umständliche Kostümierung der Ordenssehnsucht nicht, und will sie erst recht nicht, weil er sie erlauben mußte. Seinem kultivierten Geschmack und seinem Wunsch nach Ruhe ist der geräuschvolle Unfug in gleicher Art zuwider. Aber die Kriecherei hatte mit Überhebung gedroht, wenn man sie nicht kriechen ließe, und Kaisertreue und Volkswirtschaft waren ausgesteckt, um zu erreichen, was den exekutiv verehrenden Patrioten auf dem Herzen lag, weil es ihnen noch nicht auf der Brust lag. Kaisertreue und Volkswirtschaft: Gott erhalte das Kleingewerbe! Aber der Kaiser dankt für die Treue und das Volk hat die Wirtschaft satt. Der Kaiser muß dabei sein und will nicht, das Volk will dabei sein und darf nicht. Die kleinen Leute, denen auf die Beine geholfen werden sollte, haben das Nachsehen, und nicht einmal das Zusehen. Denn wer vermöchte einen Tribünensitz zu erschwingen? Gevatter Schneider, mit dessen Wohlfahrt der Patriotismus verknüpft wurde, geht leer aus, und hat sichs am Ende selbst zuzuschreiben. Die Kostümstoffe bezieht man vom Juden und aus dem Ausland; und unser Zivilkleid ist verpfuscht: die Knopflöcher sind zu groß und die Taschen zu klein.

Dem Kaiser hat man ein Zelt errichtet, von dem aus er der feierlichen Nichtachtung seiner Jubiläumswünsche zusehen darf. Man verdankt ihm die Erlaubnis; das Weitere wird sich finden. Er hat das Exekutiv—Komitee in den Sattel gesetzt, reiten wird es schon selbst können. Wie aber wird sich das Volk an diesem Tage vergnügen? Was macht man mit den Tribünensitzen, deren Schicksal seit längerer Zeit schon alle Senate des Handelsgerichts beschäftigt? Es geht die Befürchtung um, das Volk werde eine einstweilige Verfügung erlassen und die Plätze beschlagnahmen, ehe die streitenden Parteien sich geeinigt haben, oder die »Platten« würden auf Unbrauchbarmachung und Vernichtung der vorhandenen Tribünen erkennen. Man fürchtet, Wien werde in vernehmlicher Weise gegen die Zumutung protestieren, vom Festzug nichts weiter zu haben als die Verkehrsstörung.

Da aber in Österreich nichts unmöglich ist, so könnte der Festzug ungestört verlaufen. Wir wollen es hoffen. Mindestens, daß die in einem Tribünenprozeß von der kartenverkaufenden Firma vorgebrachte Erklärung auf einer übertriebenen Auffassung der Sachlage beruht. Die Erklärung lautet:

»Ein Unterschied in dem Wert der Sitze besteht nicht, von einer Auflösung oder Veränderung des Festzuges (indem nach Passierung des Kaiserzeltes viele Persönlichkeiten der hohen Aristokra-

¹ s. Heft 248

tie den Zug verlassen), kann keine Rede sein, kein Teilnehmer wird den Zug verlassen können, ohne von der Menge der Zuschauer gelyncht zu werden.«

Ob das Handelsgericht diese Vertragsklausel anerkennen wird, ist noch zweifelhaft. Das Exekutiv—Komitee aber hat sich zu einer beruhigenden Darstellung nicht Zeit gelassen. Die Kartenbesitzer wissen nunmehr, daß sie nichts zu fürchten haben: kein Aristokrat wird nach Passierung des Kaiserzuges den Zug verlassen. Ob die Aristokraten im Fall des Dawiderhandelns gemäß der ausdrücklichen Zusage der Firma Schenker & Co. gelyncht werden, ist zwar nicht neuerdings gesagt, aber dem Publikum ist immerhin eine gewisse Garantie gewährt. Indes, auch der österreichische Hochadel, der zur höheren Ehre des Exekutiv—Komitees und zur Förderung des Kostümschwachsinn und der Mandlbogenfreude bei diesem Festzug statiert, hat nichts zu fürchten. Die Lobkowitz, Harrach und Fürstenberg fühlen so demokratisch, daß sie die Enttäuschung der Tribünenbesucher des Schottenrings begreiflich fänden und an ein Austreten nicht denken. Sie wissen, daß sich bei diesem sechsstündigen Marsch nur patriotische Bedürfnisse einstellen werden, und gegen die Sonnenglut schützt sie der Panzer.

Vielleicht hat die Dummheit Glück und das Fest verläuft ungestört. Hoffentlich wird's ein Triumphzug, bei dem nichts an ein Schlachtfeld erinnert. Immerhin wäre es wünschenswert, wenn durch ein rechtzeitiges Eingreifen eines höhern Faktors jede Gefahr abgewendet würde. Der Kaiser hat nachgegeben. So appellieren wir an den lieben Gott. Vielleicht gibt er in unzweideutiger Weise zu verstehen, daß er in diesem Jahre Ruh haben will. Und sendet Hagelkörner in der Größe von Verdienstmedaillen herunter!

Karl Kraus.



Von den Gesichtern ¹.

Was mich immer tief alteriert hat, das ist die Selbstverständlichkeit, mit der die meisten Menschen ihr Gesicht tragen. Gefiel mir eines oder das andere nicht, so kam, wie um das Maß voll zu machen, die Beschönigung eines unbeteiligten Dritten dazu: der Mann könne doch für sein Gesicht nichts. Kein Standpunkt ist haltloser. Denn die Verantwortung, die einer für seine lange Nase übernimmt, ist mindestens so begründet wie jene, die er für seine politische Überzeugung trägt. Für die politische Überzeugung kann der Mensch in den häufigsten Fällen überhaupt nicht verantwortlich gemacht werden, da sie ihm von Geburt oder durch fehlerhafte Erziehung, durch mitgebrachte Schwäche der geistigen Veranlagung oder durch das verderbliche Beispiel der Umgebung anhaftet. Dagegen entspringt ein Fehler der körperlichen Erscheinung einem Mangel an Rücksicht, der bei der reichen Auswahl an Selbstmordmöglichkeiten mehr als peinlich berührt. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß die Träger eines Gesichts, dem die Schöpfung den Stempel der Ausschußware deutlich aufgeprägt hat, nicht nur nicht aus Bescheidenheit vor der Verschandelung des ästhetischen Weltbildes zurückschrecken, son-

¹ Aus dem 'Simplicissimus' [KK]

dem alles dazutun, sich als das Merkziel der Betrachtung ihren Nebenmenschen zu empfehlen. Man kann sicher sein, daß einer, der Henkelohren hat, nie auf den Vorwurf hört, sein Gesicht gleiche dem Nachtopf des Königs Attila, sondern im Glauben lebt, es gleiche dem Bildnis des Dorian Gray. Keine Spur von reuiger Ergebung in die Einsicht, verpfuscht zu sein! Vielmehr läßt die Zuversicht, die aus solchen Zügen spricht, darauf schließen, der glückliche Besitzer halte sein Gesicht für die endgültige unter den zahllosen möglichen Formen, ja für eine solche, die bei künftigen Schöpfungsakten als die maßgebende und modemachende in Betracht kommen wird. Die Schönheit ist viel zu ehrgeizig, um sich für vollkommen zu halten; aber nichts geht über den Stolz der angeborenen Häßlichkeit. Wer sie von der Verantwortung freispricht, beleidigt ihr Selbstbewußtsein. Das »Hier stehe ich, ich kann nicht anders« ist eine Entschuldigung, die alles aufrecht hält.

Unbedingt verwerflich ist die Eigenschaft, einem andern ähnlich zu sehen. Die Gesichtszüge sind das einzige Merkmal, durch das sich die Trivialität von der Alltäglichkeit unterscheidet. Fehlt das unterscheidende Zeichen, so entsteht eine heillose Verwirrung, aus der man etwa in Deutschland höchstens in der Richtung der Schnurrbartspitzen herausfindet. Es kann aber gerade in diesem Punkt wieder die Eitelkeit eine verhängnisvolle Rolle spielen und Ähnlichkeiten schaffen, die den Betrachter in die peinlichste Verlegenheit bringen. Es ist an und für sich schon eine grauenhafte Vorstellung, daß man irrtümlich Hurra ruft. Aber geradezu verhängnisvoll wäre es, wenn diese Kundgebung einem Feldwebel gälte, der den Schnurrbart nach dem alten Kurs trägt, und inzwischen führe unerkannt ein höherer Offizier vorüber, dessen milder Gesichtsausdruck sich noch nicht eingelebt hat ... In jedem Fall gehören die Ähnlichkeiten zu den mißlichsten Komplikationen des Lebens. Man könnte sich damit begnügen, der Schöpfung Fahrlässigkeit zum Vorwurf zu machen, wenn sie nicht durch die Institution der Zwillinge die Planmäßigkeit, eines Vorgehens bewiesen hätte, das sich von selbst richtet. Unübersehbar sind die Schwierigkeiten, denen man sich ausgesetzt fühlt, wenn man einen Esel meint und dessen Bruder schlägt, und der einzige Trost in solcher Lage ist die Hoffnung, daß auch dieser Schlag einen Esel getroffen hat. Zwillinge haben sichs, was auch geschehen mag, in allen Fällen selbst zuzuschreiben. Ein unerquicklicher Anblick ist es, wie da immer der eine Teil den andern mitreißt. Neulich erst konnte man lesen, wie einer dieses Zustandes überdrüssig wurde und sich infolgedessen beide erschossen haben. Sie waren Offiziere und hatten es gemeinsam bis zum Major gebracht. Seit einigen Jahren, hieß es, hatten sie mit Schulden zu kämpfen. Bei Kartenspiel und am Turf sollen sie viel Geld verloren haben. Es bestand die Gefahr, daß sie die Offizierscharge verlieren würden. Es war ihnen nicht möglich, ein Akzept einzulösen, sie gingen auf das Platzkommando, kamen um viertel eins nach Hause, schrieben mehrere Briefe, sandten ihre Offiziersdiener damit fort und erschossen sich. Der eine im rechtsseitigen Zimmer in die linke Schläfe, der andere im linksseitigen Zimmer in die rechte Schläfe. Nur daran waren sie schließlich zu unterscheiden. Hätten sie in glücklicheren Verhältnissen ihr Leben fortgesetzt, der Wirrwarr hätte sie am Ende doch zur Verzweiflung getrieben. Denn der Bericht schließt mit der Erklärung, es sei »bemerkenswert, daß sich die beiden Brüder durch ein Heiratsprojekt rangieren wollten, welches zunichte wurde.« Aber auch sonst hätte der eine halten müssen, was der andere versprach, wenn nicht dieser vergessen hätte, woran sich jener nicht erinnern konnte. Die untereinander eingegangenen Verbindlichkeiten haben das Ende der Zwillinge herbeigeführt. Zu Zwillingen entschließt sich die Natur nur in den

äußersten Fällen. Sie liefert nur dann Duplikate, wenn für den verfügbaren Mangel an Persönlichkeit, der zur Erschaffung des Dutzendmenschen dient, einer allein nicht ausgereicht hat. Daß einer seufzen muß, wenn der andere verliebt ist, ist ein Zustand, dessen Lächerlichkeit auch ohne den Verlust der gemeinsamen Offizierscharge tötet. Aber auch die Ähnlichkeit zwischen Vätern und Söhnen ist oft von den übelsten Folgen begleitet. Sie wäre eine Familienangelegenheit, wenn nicht in den Fällen, die die Söhne berühmter Männer betreffen, andauernd öffentliches Ärgernis geboten würde. Ist es an und für sich traurig, daß Männer, die auf irgendeinem Gebiete schöpferisch tätig sind, den Ehrgeiz haben, es auch in geschlechtlicher Beziehung zu sein, so müßte doch wenigstens darauf geachtet werden, daß jede Spur von Ähnlichkeit beim Nachwuchs schon im Keime erstickt wird. Was soll um Gotteswillen aus einem jungen Menschen werden, der ganz so aussieht, wie sein Vater, der berühmte Komponist, und absolut nicht komponieren kann? Um nicht komponieren zu können, dazu braucht man gewiß nicht der Sohn eines großen Mannes zu sein. Das Traurige hierbei ist aber nicht die Unfähigkeit, sondern die Ähnlichkeit. Da ist der Vater an einem Palazzo von Venedig gestorben, die Fremden pilgern zu der geweihten Stätte, am Lido aber badet die irdische Hülle des teuren Verblichenen und den Fremden bleibt auch dies unvergeßlich. Man bewundert ein Naturspiel, aber man sollte es verurteilen. Wozu dienen solche Attrappen der Natur? Um mit Ähnlichkeiten zu verblüffen, genügt doch das ausgeschnittene Profil einer Leinwand; in das Loch steckt ein altes Weib sein Gesicht, stellt sich auf den Sessel eines Wirtshausgartens und sagt: Jetzt werden die Herrschaften den Richard Wagner sehen. Vorher aber bitte ich um ein kleines Trinkgeld oder Douceur ... Es laufen gegenwärtig in Europa ein paar höchst unverdiente Träger berühmter Namen herum. Man hat es aus falscher Humanität unterlassen, sie rechtzeitig im Kaukasus, im Dovregebirge oder in der sächsischen Schweiz auszusetzen, und nun müssen wir sehen, wie die Folgen der Geschlechtsakte sich vor die besseren Schöpfungen der berühmten Männer stellen. Man zwingt sie wenigstens von Gesetzes wegen zur Annahme eines Pseudonyms und einer veränderten Barttracht, und warte ab, ob sie dann noch lebensfähig sind. Der Sohn Goethes hat sich von keinem literarhistorischen Standpunkt zur Aufnahme in die Gesamtausgabe von Goethes Werken empfohlen. Aber wenn einer gar so aussieht, daß er erst das »Sternengebot¹« schreiben muß, damit einem der Ausruf »Der ganze Papa!« in der Kehle stecken bleibt, so verwünscht man diese ewigen Foppeereien der Natur. Nein, es ist nichts mit den Ähnlichkeiten. Sie dienen nicht einmal dem Größenwahn, der den Sohn eines berühmten Vaters auszeichnet. Denn der wird immer behaupten, daß er darin selbständig ist.

Karl Kraus.

* * *

Die Leser der 'Neuen Freien Presse', die sich in den Zeiten Speidels oft darüber beklagten, daß das Feuilleton in einem unverständlichen Deutsch gehalten sei, sind jetzt mit ihrer Lektüre vollauf zufrieden. Ein Feuilleton des Herrn Auernheimer brachte kürzlich schon in seiner ersten Zeile die folgende anheimelnde Wendung: »*Man sagt, der Engländer, wenn er nervös wird, nimmt ein Billett nach Kapstadt und retour*«. Endlich wieder einmal ein Satz, den man lesen konnte, ohne sich an den Kopf zu greifen und zu fragen: Was hat er gesagt?

1 Oper von Sigfried Wagner

* * *

»Der Herzensroman der Prinzessin Fürstenberg«: Herr Lippowitz ist sehr aufgeregt.

»Prinzessin Amalie Fürstenberg stand mit ihrem präsumtiven Gatten während dessen diesmaliger Anwesenheit in Wien in persönlichem Verkehr. Am Donnerstag der vorigen Woche, vormittags, hatte, wie erhoben wurde, die Prinzessin mit dem Erwählten ihres Herzens eine kurze Zusammenkunft in einem Hotel in der Nähe ihres Palais. Sie war einfach, doch elegant gekleidet und trug einen dichten Schleier, den sie bis weit unter das Kinn gezogen hatte. Zuerst erschien Koczian im Hotel und bestellte ein Zimmer, das er sofort für einen Tag bezahlte. Dann kam die Prinzessin und beide begaben sich nun nach dem ihnen angewiesenen Zimmer, wo sie etwa eine Stunde verweilten. Die Dame verließ zuerst das Hotel. Koczian folgte ihr bald darauf. Von den wenigen Leuten, die das Paar im Hotel gesehen, wußte niemand, wer die beiden seien, und sie kümmerten sich auch nicht weiter um sie ... Es liegt die Vermutung nahe, daß Koczian in diesem Hotel mit der Prinzessin zu dem Zwecke zusammengekommen war, um mit ihr über die Modalitäten der Flucht eingehend und ungestört sprechen zu können.«

So oft sich in den letzten Jahren eine Prinzessin in den Schutz eines Oberleutnants begab, hat es dieser versäumt, die übernommene Pflicht auch gegenüber Erhebungen und Vermutungen ernst zu nehmen. Wenn auch heutzutage kein Hotelzimmer mehr ohne Aussicht auf den Lippowitz zu haben ist, so müßte doch wenigstens nachträglich der beteiligte Kavalier eine Gegenvisite im 'Neuen Wiener Journal' machen, aber bevor dort noch über die Modalitäten der Flucht des Chefredakteurs eingehend und ungestört gesprochen wird.

* * *

Die Kinderhuldigung in Schönbrunn wurde von der 'Neuen Freien Presse' sehr anschaulich geschildert. Sie verglich das Bild mit jenem, das zwei Wochen zuvor die Serenade der Erwachsenen geboten hatte, und sprach irrtümlich, aber mit Recht von einer »Transpirierung ins Liebliche und Frühlinghafte«. Trotzdem soll das Fest nicht ohne 1100 Fälle leichteren Unwohlseins abgelaufen sein. Die Veranstalter mögen feierlich geloben, daß sie es nie wieder tun werden, und 1100 mal dieses Versprechen abschreiben! Nützt dies nicht, so sollte das Gesetz den widernatürlichen Gelüsten der Ordenswüstlinge Vorschub leisten. Man setze eine Altersgrenze für Benützung von Kindern zu patriotischen Zwecken fest.

K. K.



Das Schreiben eines Lesers, das am 19. April abgegangen und am 14. Mai eingetroffen ist:

Lahaina, Maui (Poststempel: Honolulu—Hawaii).

Geehrter Herr Kraus!

Der Artikel »Die Feministen« von Dr. Wittels, erschienen in der Nummer 248 ihrer 'Fackel', enthielt einen amüsanten Irrtum, betreffs dessen ich mich der Aussprache nicht enthalten kann. Dort steht nämlich etwas von weiblichen Bürgermeistern, Bahnbeamten und Hospitalleitern, die in dem gepriesenen Amerika überhandgenommen haben sollen.

Obwohl ich seit Jahren in den Staaten lebe und diese von der atlantischen bis zur pazifischen Küste bereist habe, muß ich aufrichtig bekennen, daß ich niemals einem weiblichen Bürgermeister begegnet bin. Auch niemals in den Zeitungen, deren ich mehrere regelmäßig und sehr aufmerksam lese, von einem solchen gehört habe. Sollte sich die Union mit ihren 80 Millionen Einwohnern wirklich eines oder zweier Stadtgewaltigen femini generis rühmen können, so klingt die Erwähnung eines Überhandnehmens der Gattung ein wenig übertrieben.

Nun zu den Bahnbeamtinnen. Unter ihnen können wohl bloß die Stenographinnen und Clerks gemeint sein. Die lieben Mädchen haben mit ihren österreichischen Berufsschwestern sehr wenig gemein. Sie sind in der großen Mehrzahl ein hübsches, lebens— und liebelustiges Geschlecht, das weit weniger ans Avancement als ans Heiraten denkt. Der weibliche Divisionssuperintendent existiert vorläufig erst in den müßigen Berichten fremder Blätter.

Die Hospitalleiterinnen beschränken sich tatsächlich auf jene Damen, die auf der letzten Seite der Tagesblätter »diskrete Unterkunft« anpreisen. Und das ist sicherlich ein Fortschritt gegenüber der Hebamme, die doch immer bloß Amateur in der Technik der Fruchtabtreibung bleiben wird. Die Majorität unserer weiblichen Ärzte gehört zu denen, die aus der fachgerechten Ausübung der ganz enormen Anzahl von Abtreibungen Vorteil ziehen. Genaue Durchsicht der Berichte der größten Spitäler in New York, Philadelphia, Boston, Baltimore, Chicago usw. ergibt, daß dort Frauen keine bezahlten Positionen innehaben und die Zahl derer, die permanente Assistentenstellen bekleiden, verschwindend klein ist. Tatsache ist, daß in den Spitälern der genannten Städte das schöne Geschlecht auch nicht einen einzigen Abteilungsvorstand aufzuweisen hat.

Anlässlich meines Aufenthaltes in Hawaii möchte ich noch einige Worte über die heute vielleicht einzig dastehende Auffassung (so weit eine ganze Gruppe von Menschen in Betracht kommt) sagen, die die Sandwichinsulaner vom sexuellen Faktor haben. Vorerst will ich bemerken, daß dieser Stamm von Südseeinsulanern als vollständig zivilisiert im modernsten Sinne angesehen werden muß. Die Hawaiianer, Männer und Frauen, behandeln den Geschlechtsverkehr in erster Reihe als ein Mittel zum Vergnügen. Die Weißen sagen ihnen, dessen freie Ausübung sei eine Schande, und eine überflüssige Gesetzgebung hat sie vorsichtig gemacht. Dennoch geben sich die Mädchen noch heute ohne Bedenken hin, wenn ein Mann ihr Gefallen erregt hat und ihre Zuneigung erwi-

dert. Vom Heiraten ist da in allerletzter Linie die Rede. Ich will hier hervorheben, daß manche dieser Frauen weit mehr als das Mittelmaß allgemeiner Bildung besitzen. Illegitime Kinder bilden kein unauslöschliches Stigma. Auch versichern mir mehrere meiner medizinischen Freunde, daß Hysterie unter den Hawaiianerinnen fast unbekannt ist.

Ihr ergebener

Henry S. Morvay.

Zu diesem Briefe bemerkt der Verfasser des Artikels über die Feministen, daß diese seit Jahr und Tag ihre Blätter mit Triumphgeschrei über Erfolge in Amerika füllen. Wenn es mit diesen Erfolgen nicht weit her sei, dürfe man der Wahrheitsliebe der Feministen nicht über den Weg trauen. Aber man gewinne das Vertrauen zum Yankee wieder.

* * *

Sittlichkeit und Kriminalität.

Zwei Besprechungen in deutschen Blättern, von mir völlig unbekanntem Kritikern:

Die Berliner Wochenschrift 'Die Gegenwart' hat am 23. Mai (37. Jahrgang, Nr. 21) diesen Artikel veröffentlicht:

In einem seiner letzten Hefte der 'Fackel' hat sich Karl Kraus darüber beschwert, daß sein Buch »Sittlichkeit und Kriminalität« von keiner Seite besprochen werde. Daß er totgeschwiegen werde. Er setzt hinzu, wie erstaunlich es sei, daß die Zeitungen persönliche Motive bei einem Kulturwerke geltend machen, und meint, daß sein Buch erst für die Zukunft geschrieben sei. — Möge man alles tun, nur den Autor nicht für eitel oder gar für eingebildet halten! Ja, dies Buch ist ein Dokument! Man muß Wiener sein, um dieses Stillschweigen der Zeitungen zu verstehen. Karl Kraus hat vor Jahren eine Zeitschrift gegründet: 'Die Fackel' und es sich zum Ziele gesetzt, gegen Halb— und Unkultur, gegen Prinzipienreiterei und Voreingenommenheit, vor allem aber gegen die herrschende, verbohrt und verluderte Geschlechtsmoral zu kämpfen. Ein Kampf, wie wohl selten einer edler und zäher geführt wurde. Karl Kraus ist ein Kämpfer. Ein Ringer nach einem geistigen Höhepunkt einer geistigen Kultur. In einem solchen Kampf die Waffen immer prüfen, immer messen, ist undurchführbar, und selbstverständlich ist es, daß dabei dem Kämpfer manchemal ein Lapsus passiert. Man muß eben das Ziel vor Augen haben. Das ist es. Darauf kommt es an. Und Karl Kraus kann sich schmeicheln, der bestgehaßte Mann Wiens zu sein. Denn es ist wohl in Wien in den letzten Jahren kein Mann von Bedeutung gewesen, der nicht von ihm seinen Dämpfer bekommen hätte. Und wen Karl Kraus abführt, der ist eben abgeführt, denn selten hat bei uns in Austria einer eine so schneidige Feder geführt, wie Kraus. Diese Feder ist ein Degen. Aber so elegant geführt, wie der beste Fechter nicht das leichteste Florett zu führen vermag. Karl Kraus wird gehaßt. Der Angegriffene liest und seine Freunde freuen sich, und da nach und nach alle Freunde Angegriffene werden, ist das arithmetische

Gleichnis wieder hergestellt. Ja, die 'Fackel' ist verpönt — und dabei das meistgelesene Blatt. Die 'Fackel' wird nicht öffentlich gelesen, öffentlich wird sie verachtet, aber im Geheimen, da werden diese kleinen roten Hefte verschlungen, und gar mancher freut sich der Hiebe, die der andere bekommen [bekommt]. Und dabei läßt man Kraus, der auf diesem Wege zu einer der stadtbekanntesten Persönlichkeiten wurde — seinen Geist und seinen Witz und seinen Esprit. Aber das ist auch alles. Das eigentliche Wesen Kraus' verkennt man. Man verkennt sein Ziel. — Da liegen nun in schöner Auswahl einige dieser Artikel gebunden und zwar solche, die sich bloß auf die Kriminalität und die Sittlichkeit, oder besser gesagt, auf die kriminelle Sittlichkeit beziehen. Als ich diese Sachen jetzt wieder las, erschrak ich. Es sind ganz einfache Gerichtssaalverhandlungen, die ich vor Jahren aus den Zeitungen kannte, erörtert. Und manchmal mußte ich denken, wie furchtbar weit müssen wir zurück sein, wenn derartige Dinge bei uns vor zwei Jahren passieren konnten, — noch immer passieren. Ich kann hier nicht Fälle aufzählen. Ich müßte sonst das ganze Buch abdrucken. Wie verbohrt, wie wirklich unmoralisch sind unsere moralischen und »sittlichen« Gesetze und Richter. Ja, dagegen muß gekämpft werden! Wo aber, vom Nordpol bis zum Südpol gibts für dergleichen einen besseren Kämpfer; ich frage: Wo? — wer? Dies Buch ist ein Dokument. Es wird künftigen Geschlechtern zu denken geben. (In diesen Kämpfen war der Kampf gegen die Zeitungen der bedeutendste. Deswegen der Haß der Journalisten, die diesmal Privates von Kunst nicht zu trennen wissen.) Zu denken wird es auch unsern Nachkommen geben, daß man an diesem Buche mit absichtlich verbundenen Augen vorüberging. Karl Kraus muß sich über dies angebliche »Totschweigen« (das vielleicht diesmal ein »Lebendigschweigen« ist) nicht kränken. Und ich halte ihn dafür auch zu hoch. Die Herren Rezensenten, die diesmal wieder irgendwo blind vorbeilaufen, tun Unrecht. Wären sie bloß blind, könnte man ihnen keinen Vorwurf machen, dann müßte man sie bedauern. Aber sie sehen absichtlich nicht. Karl Kraus mag sich trösten, die Gebrandmarkten hier sind — die Rezensenten. (Stefan Pollatschek.)

Der 'Schwarzwälder Bote', eines der größten deutschen Provinzblätter, hat am 30. Mai (74. Jahrgang, Nr. 125) die folgende Besprechung gebracht:

Lügen mögen die Menschen manchesmal verzeihen können, allein wehe, wenn sie jemanden bei einer Wahrheit ertappen. Wahrheitskünder sind stets die bestgehaßten Leute gewesen. Im Altertum hat man sie gekreuzigt, im Mittelalter verbrannt und unsere Zeit schweigt sie tot. Es gehört viel selbstverleugnender Mut dazu, Überzeugungen auszusprechen, die den andern nicht genehm sind, und wer die Warte einer freien Meinung erklimmt, muß gewärtig sein, daß man ihn die Treppen hinabwirft. Im guten Österreich, oder wenn man will, in jener Stadt, die des Reiches Herz sein soll, haben sich manche bemüht — und unter ihnen waren just nicht die geringsten Geister —, das, was ihr klarer blickendes Auge sah, gleichgültigen Ohren zu künden. Man lauschte ihnen teilnahmslos, verlachte oder haßte sie und nahm ihre Worte für

billige Münze, gut genug um in die Gosse geworfen zu werden. Einst in arger Pestzeit hielt der Augustinermönch Abraham a Santa Clara seine Reden: »Merks Wien« hießen sie. Jedes Wort bebte in Leidenschaft, schmettert nieder wie ein Keulenschlag und von der Enge der Kanzel schreit er seinen schmerzlichen Zorn hinaus. Aber die Pest wich, Abraham a Santa Clara ward vergessen und Wien hatte sich nichts gemerkt. Lange rüttelte niemand die Stadt aus ihrer Lethargie, Da kam Kürnberger. Jahrhunderte waren hingeflossen und die Zeit hatte inzwischen die Zeitung gezeugt, jenes Werkzeug, durch welches der kaum geborene Gedanke zu Tausenden sprechen kann. Kürnberger war Wiener, er liebte seine Vaterstadt mit jener sorgenvollen, trotzig bitteren Liebe, mit welcher Wien stets von seinen großen Söhnen geliebt worden ist. Er erkannte und kannte alle Fehler des indolenten Phäakenvolkes und wußte, daß jeglicher Kampf ohnmächtiges Wehren sei. Seine heilige Entrüstung, seine grimmigen Anklagen verklangen im Winde. Man vergaß Kürnberger. Sein Schicksal ist ein wenig verheißungsvolles, für jemanden, der es unternimmt, Kritik am kulturellen Leben einer Stadt zu üben, die alle Schuld ihrer Gegenwart mit ihrer großen Vergangenheit zu decken gewohnt ist. Allein es scheint, als ob die Zustände Wiens und Österreichs eines Geißlers bedürften. Manchmal wächst aus der Zeit heraus ein solcher Geist.

Vor beinahe einem Dezennium wurden die Wiener literarischen Kreise auf eine Zeitschrift aufmerksam, die man in grellrotem Umschlage in den Schaufenstern der Buchhandlungen feilbot. Die Zeitschrift nannte sich 'Die Fackel' und irgend ein unbekannter junger Mensch, namens Karl Kraus, von dessen Existenz bis dahin Wenige gewußt, war der Herausgeber. Und seltsam, während man sonst in Österreich literarischen Neuerungen stets nur mit wohlwollender Gleichgültigkeit gegenübersteht, hier konnte man sich eines starken, aber doch fast feindlichen Interesses nicht erwehren. Allein, das war auch bereits alles. Nachdem man sich klar geworden, daß ein neuer Mann auf den Plan getreten, der merkwürdig rücksichtslos den Zuständen auf den Leib rückte, staunte man erst, ärgerte sich dann, daß er nicht aufhören wolle, ward endlich hämisch, boshaft und schwieg zum Schlusse nach guter Wiener Art. Es ist also weiter nicht verwunderlich, daß man auch heute noch in Wien für Karl Kraus nicht das Maß gefunden hat. »Ein exzentrischer Tagesschreiber«, sagen manche. Bestenfalls hält man ihn für eine interessante Persönlichkeit mit schriftstellerischen Qualitäten, aber nur höchst widerwillig will man sich seine Bedeutung eingestehen. Es ist nicht verwunderlich, daß man den Tarif für die Wertschätzung dieses Mannes sich erst von Deutschland muß verschreiben lassen.

Das Unglaubliche ist in letzter Zeit tatsächlich zur Wahrheit geworden. Während man in Wien noch immer vermeint, über Kraus mit einem gehässigen oder liebenswürdigen Achselzucken zur Tagesordnung schreiten zu können, ist er im Reiche draußen plötzlich zu einem Faktor geworden. Man hat dort die bisherige Ansicht, er sei ein spezifisch wienerischer oder österreichischer Gesellschaftssatiriker als Irrtum erkannt. Dieser Umschwung der

Meinungen geht auf den Umstand zurück, daß Karl Kraus die in den Heften seiner Zeitschrift erschienen Artikel zu Bänden vereint hat. Ihr erster ist vor kurzem erschienen, der Titel lautet: »Sittlichkeit und Kriminalität« (Verlag L. Rosner, Wien und Leipzig). Beim Lesen dieses Buches ergibt sich nun eine sonderbare Überraschung: Man entdeckt nämlich, daß die scheinbar zusammenhanglosen, zu verschiedenen Gelegenheiten geschriebenen polemischen Aufsätze gemeinsam ein einheitliches System ergeben und den planvollen Ausbau einer äußerst stark geprägten Weltanschauung bilden. Gleich vorweg sei es festgestellt: die Weltanschauung ist eine durchaus affirmative. Ihr aus ästhetischem Empfinden hervorwachsender Kardinalsatz mag die Feststellung, der Werte aller das Leben bejahenden Elemente sein; alles, was das Dasein lebenswert macht, die Genüsse, erhalten ihre ethische Einschätzung. Auf diesem Fundamente erhebt sich in kraftvollen Linien das Gebäude einer Theorie der Sittlichkeit, die sich zur prinzipiellen Frage zuspitzt, zur Frage über das Verhältnis der Geschlechter. Hier ist es ersichtlich, daß Kraus wichtige Anregungen in allererster Linie von Frank Wedekind, dann aber auch vom jungen Philosophen Weininger empfangen hat. Frauenschätzung und Frauenverachtung, die ja ihrem tieferen Wesen nach aus einer Quelle fließen, verschmolzen bei ihm zur Einheit. Kraus ist aber zu wenig Philosoph und viel zu sehr polemisch veranlagter Gesellschaftskritiker, als daß eine philosophische Anschauung bei ihm nur zur dogmatischen Formulierung gediehe; sie wird ihm vielmehr ein subjektives Maß für Fälle des täglichen Lebens. (Er hat eben den Mut zur Subjektivität.) Das Buch »Sittlichkeit und Kriminalität« ist eigentlich nichts als eine Reihe von »Fällen«. Trocken, fast sachlich trocken dargestellt, oft mit leidenschaftlichen, zornigen, höhnischen, anklagenden und verurteilenden Erläuterungen versehen.

Ein seltsames Bild bietet sich dar. In einem sonderbaren Irrwahn wandelt die Zeit. Das ist nicht mehr Engherzigkeit oder Unverständnis, das ist Wahn. Die Justiz setzt sich zur Wehr, wo immer sie Leben verspürt. Der Genuß erscheint ihr unsittlich, der Geschlechtsgenuß der Gipfel der Unsittlichkeit und die Unsittlichkeit selbst ein Verbrechen. Die Dirne vor allem, als Vertreterin des Geschlechtsgenusses, wird ein von tausend Hunden gehetztes Freiwild und bei ihr wandelt sich das Gesetz nicht selten zur gehässigen und grausamen Willkür. Die Justiz hat die Wächterrolle über die öffentliche Sittlichkeit inne. Aber ihr großer Irrtum ist, wie das Buch zahllose Male beweist, daß sie sich auch der privaten Sittlichkeit in unheilvoller Weise annimmt. Wo jeder Anlaß zu einem öffentlichen Ärgernis mangelt, schafft ihn die Justiz, indem sie private Dinge ohne Notwendigkeit in die Öffentlichkeit zerzt. Die ganze moderne Strafgesetzgebung (es ist dies nicht allein in Österreich, sondern auch in Deutschland, England, den Vereinigten Staaten von Amerika und vielen andern Ländern der Fall und dies macht auch das vorliegende Werk für weiteste Kreise wichtig) laboriert an einem Grundübel: die Strafgesetze bauen sich nicht logisch, sondern, wenn man so sagen darf, dekalogisch auf. Die im Pentateuch vertretene Sexualmoral, damals durchaus sozialpoliti-

schen Interessen und nicht ethischen Überzeugungen entspringend, ist heute noch allgemein geltend und wirksam. Diese Moral, durch die Ergebnisse der Wissenschaft, ja durch die einfachste menschliche Überlegung längst ad absurdum geführt, hat sich in ihrem durch Jahrtausende währenden Bestande der Gemüter also bemächtigt, daß sie blind und schrecklich wie eine Maschine weiterarbeitet und tagtäglich zahllose Opfer fordert. Man kann sich noch immer nicht zur Ansicht durchringen, daß die Lust und ihre Betätigung nichts Böses an sich ist, daß Genuß keine Übeltat, der Genießende kein Verbrecher und das Genuß spendende Weib kein verachtenswertes, jenseits aller sozialen Grenzen stehendes Geschöpf sein muß. Kriminell ist heute jener, der sich durch irgendeine Handlung an einem unhaltbaren Sittenstrafgesetz vergeht, moralisch verdächtig aber jedermann, der außer der Ehe Frauenschönheit verehrt.

Wenn es ein Mensch unternimmt, gegen die Menschen zu Felde zu ziehen, so muß er von vornherein auf Mitkämpfer verzichten. Man bestreitet aber dem einzelnen sogar das Recht, gegen das Unrecht der kompakten Majorität sich zu erheben. Erhebung wird dann Überhebung, Mut Anmaßung und Kraft Roheit. Die Logik seiner Vernunft stempelt die Unlogik der andern zu Unsinn und seine Wohltat fühlt man als Plage. Seit Ibsen gezeigt, daß man mit idealen Forderungen angenehm hüllende Lebenslügen als unwillkommener Eindringling zerstört und da Unglück stiftet, wo man nur Wahrheit wollte, glaubt man gegen alle idealen Forderungen protestieren zu müssen. In Wien geschieht das mit der alten Taktik. Man drückt die Augen zu und tut so, als höre man nicht. Allein dadurch wird ein Ruf nicht verstummen, den man draußen im Reiche bereits vernommen und der durch ein hundertfaches Echo verstärkt zurückkehren muß.



Tagebuch.

Meine Leser glauben, daß ich für den Tag schreibe, weil ich aus dem Tag schreibe. So muß ich warten, bis meine Sachen veraltet sind. Dann werden sie möglicherweise Aktualität erlangen.

*

Wie souverän doch ein Dummkopf die Zeit behandelt! Er vertreibt sie sich oder schlägt sie tot. Und sie läßt sich das gefallen. Denn man hat noch nie gehört, daß die Zeit sich einen Dummkopf vertrieben oder totgeschlagen hat.

*

Seitdem faule Apfel einmal in der deutschen Dramatik zur Anregung gedient haben, fürchtet das Publikum, sie zum Gegenteil zu verwenden.

*

»Daß wir die Übel, die wir haben, lieber ertragen als zu unbekanntem fliehn«. Ich verstehe aber nicht, wie die Rechtfertigung der monarchischen Staatsform bis zur Begeisterung gehen kann.

*

Ein Liebesverhältnis, das nicht ohne Folgen blieb. Er schenkte der Welt ein Buch.

*

Der Balkan liegt da wie das große Hindernis »Kultur«, das unsere christliche Zeit vor einem Rückfall in heidnische Sitten bewahrt. Wer das Land der Griechen mit der Seele sucht, bekommt Läuse.

*

Liebe soll Gedanken zeugen. In der Sprache der Gesellschaftsordnung sagt die Frau: Was werden Sie von mir denken!

*

Die Treue wäre kein leerer Wahn, wenns keine Schlafwagenkonduktüre gäbe.

*

Nun, ein so besonderes Vergnügen ist die Enthaltung vom Weibe auch nicht, das muß ich schon sagen.

*

Es gibt keinen Ort, der eine größere Öffentlichkeit bedeutet; als ein Lift in dem man angesprochen wird.

*

Ein schönes Kind hört an der Wand eines Schlafzimmers ein scharrendes Geräusch. Sie fürchtet, es seien Mäuse, und ist erst beruhigt, da man ihr sagt, daneben sei ein Stall und ein Pferd rühre sich. »Ist es ein Hengst?« fragt sie und schläft ein. Der Traum von einem Leutnant ist gesellschaftsfähiger. Etwa auch die Frage: Mama, was ist das ein Hengst? ... Auch gebe ich zu, daß Wildbäche in Privatwohnungen unbequem sind. Aber man sollte sich doch nicht die Gelegenheit entgehen lassen, sie zu bewundern.

*

Dasselbe Mädchen sagte einmal von einem, der ihr nachgegangen war: »Er hatte einen Mund, der küßte von selbst.« Wäre je einem jungwiener Dichter solch ein Satz gelungen, ich hätte ihn in mein Herz geschlossen.

*

Seit vielen Jahren schon versäume ich den Frühling. Aber dafür habe ich ihn zu jeder Jahreszeit, sobald ich die Stimmung eines Tags der Kindheit mir hervorhole, mit dem jähen Übergang vom Einmaleins zu einem Gartenduft von Rittersporn und Raupen. Da ich vermute, daß es dergleichen nicht mehr gibt, halte ich persönliche Erfahrungen in diesem Punkt geflissentlich von mir fern.

*

Es war eine Flucht durch die Jahrtausende, als sie in der kältesten Winternacht von einem Theaterball halbnackt auf die Straße lief, in den tiefsten Prater hinein, Kellner, Kavaliere und Kutscher hinter ihr her. Eine tödliche Lungenentzündung brachte sie in unser Jahrhundert zurück.

*

Ich stelle mir ihn nicht unrichtig vor. Wenn er anders ist, so beweist das nichts gegen meine Vorstellung: der Mann ist unrichtig.

*

Wenn ich einschlafe, spüre ich so deutlich, wie die Bewußtseinsklappe zufällt, daß sie für einen Augenblick wieder offensteht. Aber es ist nur die

Vergewisserung, daß das Bewußtsein aufhört. Gleichsam das Imprimatur des Einschlafens.

*

Wer schlafen will und nicht kann, der ist ohnmächtiger als wer schlafen muß und nicht will. Dieser hat die Ausrede des Naturgebots, dem man freilich mit schwarzem Kaffee trotzen kann. Jener läßt sich ein gutes Gewissen, hilft's nicht, einen deutschen Roman, schließlich Morphium verordnen. Würdig sind solche Mittel nicht. Die menschliche Natur wird vom Schlaf überwältigt; da sie den Schlaf nicht überwältigen kann, lerne sie es, ihn zu überlisten. Man zeichne die Figuren in die Luft, die er am liebsten hat; ohne das absurdeste Spielzeug steigt er nicht ins Bett: Ein Kalb mit acht Füßen, ein Gesicht, dem die Zunge bei der Stirn heraushängt, oder der Erlkönig mit Kron' und Schweif. Man stelle die Unordnung her, die der Schlaf braucht, ehe er sich überhaupt mit einem einläßt. Man ahnt gar nicht, welche Menge von Bändern, Kaninchen und sonstigen Dingen, die nicht zur Sache gehören, man bei einiger Geschicklichkeit aus dem Zauberhut des Unbewußtseins hervorholen kann. Nichts imponiert dem Schlaf mehr. Schließlich glaubt er daran, und der Zauberer ist unter allem Tand verschwunden. Ich habe das Experiment oft mit wachstem Bewußtsein unternommen, und es gelang so vollständig, daß ich mir das Gelingen nicht mehr bestätigen konnte.

*

Moralische Verantwortung ist, was dem Mann fehlt, wenn er es von der Frau verlangt.

*

Wenn der Wert der Frauen absolut meßbar ist, so ist er es gewiß eher nach der Fähigkeit, zu spenden, als nach dem Wert der Objekte, an die sie spenden. Nicht einmal dem Blitz, der statt in die Eiche in einen Holzschuppen einschlägt, darf man einen moralischen Vorwurf machen. Und dennoch ist kein Zweifel, daß hier die Schönheit des Schauspiels wesentlich von der Würdigkeit des Objektes abhängt, während die Blitze der Sinnlichkeit bei größerer Distanz umso heller leuchten. Nur wenn die Eiche vergebens bittelt, daß der Blitz sie erhöere, dann treffe den Blitz die Verdammnis.

*

Der Vorsatz des jungen Jean Paul war, »Bücher zu schreiben, um Bücher kaufen zu können«. Der Vorsatz der meisten jungen Schriftsteller ist, Bücher zu kaufen, um Bücher schreiben zu können.

*

Es gibt eine medizinische Richtung, welche die Fachausdrücke der Chirurgie auf Seelisches anwendet. Sie ist wie jede gedankliche Verähnlichung scheinbar entlegener Sphären ein Witz und wahrscheinlich der beste, dessen der Materialismus fähig ist. Wenn jetzt der Arzt das Unterbewußtsein einer Patientin auskratzen will oder wenn Gefühlsabszesse ausgeschnitten werden, so basieren solche Versuche auf einem höchst witzigen Einfall, und auf einem, der seiner Unwiderstehlichkeit umso sicherer sein muß, als die operativen Eingriffe des Seelenarztes ohne die Narkose der Suggestion erfolgen. Ich denke indes, daß es besser wäre, den echten Wert jener ingeniösen Erkenntnis der Ursachen seelischer Erkrankungen, die ihrem Finder zum Ruhme gereicht, nicht durch eine schrullenhafte Methode der Behandlung zu mindern. Der Ehrgeiz eines Meteorologen, schönes Wetter zu machen, gehört nicht zum Fach. Wäre eine seelische Analyse ähnlich ohne die Mitwirkung des Patienten durchführbar wie die seines Harns, der Versuch könnte nicht schaden, wenn er nicht nützte. Das Verfahren jedoch, bei dem der Kranke zum Konsi-

liarius wird, schafft ihm ein Selbstbewußtsein des Unbewußtseins, das zwar erhebend, aber nicht eben aussichtsvoll ist. Statt ihn vom Herd seines Übels zu jagen, wird er verhalten, sich daran zu rösten, statt Ablenkung wird eine Vertraulichkeit mit seinen Leiden, eine Art Symptomenstolz erzeugt, der den Kranken schließlich in den Stand setzt, an anderen seelische Analysen vorzunehmen, der aber ihm selbst noch nicht geholfen hat. Alles in allem eine Methode, die augenscheinlich schneller einen Laien zum Sachverständigen, als einen Kranken gesund macht. Auch eine Mechanisierung der seelischen Vorgänge verträgt den Versuch nicht, als Heilfaktor die Selbstbeobachtung der Symptome einer Krankheit zu setzen, zu deren Symptomen die Selbstbeobachtung gehört. Ich weiß nicht, ob man einen Beinbruch durch seelische Einwirkung heilen kann. Sicherlich eher, als ein seelisches Gebrechen durch Amputation. Der transzendente Wunderglaube hatte den Vorzug, daß er dekorativ war. Den rationalistischen Wundern fehlt der Glaube.

*

Der Psychiater verhält sich zum Psychologen wie der Astrologe zum Astronomen. In der psychiatrischen Wissenschaft hat das astrologische Moment seit jeher eine Rolle gespielt. Zuerst waren unsere Handlungen von der Stellung der Himmelskörper determiniert. Dann waren in unserer Brust unseres Schicksals Sterne. Dann kam die Vererbungstheorie. Und jetzt ist es gar maßgebend, ob dem Säugling seine Amme gefällt, in welchem Falle er die Schicksalssterne an ihrer Brust findet. Die sexuellen Kindheitseindrücke sind gewiß nicht zu unterschätzen, und Ehre dem Forscher, der mit dem Glauben aufgeräumt hat, daß die Sexualität mit der Ablegung der Maturitätsprüfung beginnt. Aber man soll nichts übertreiben. Wenn auch die Zeiten vorüber sind, da die Wissenschaft die Enthaltensamkeit von Erkenntnissen übte, so sollte man sich dem Genuß der Geschlechtsforschung darum nicht hemmungslos hingeben. »Mein Vater«, höhnt Glosters Bastard, »ward mit meiner Mutter einig unterm Drachenschwanz und meine Geburtsstunde fiel unter ursa major, und so folgt denn, ich muß rau und verbuhlt sein.« Und doch war es schöner, von Sonne, Mond und Sternen abzuhängen, als von den Schicksalsmächten des Rationalismus!

*

Nervenärzten, die uns das Genie verpathologisieren, soll man mit dessen gesammelten Werken die Schädeldecke einschlagen. Nicht anders soll man mit den Vertretern der Humanität verfahren, die die Vivisektion der Meerschweinchen beklagen und die Benützung der Künstler zu Verauchszwecken geschehen lassen. Wer immer sich zum Nachweis erbötig macht, daß die Unsterblichkeit auf Paranoia¹ zurückzuführen sei, allen rationalen Tröstern des Normalmenschentums, die es darüber beruhigen, daß es zu Werken des Witzes und der Phantasie nicht inkliniere, trete man mit dem Schuhabsatz ins Gesicht, wo man ihrer habhaft wird! Aber die anderen, die modernen Psychiatraliker, die uns die Werke der Großen bloß auf die Sexualität hin prüfen, lache man bloß aus. Mir hat einmal einer den »Zauberlehrling« als einen handgreiflichen Beweis für die masturbatorischen Neigungen seines Schöpfers gedeutet. Ich war sittlich entrüstet, nicht wegen des Inhalts, aber wegen der unsäglichen Ärmlichkeit der Zumutung. Ich fühlte, wie sich zum legitimen

1 Paranoia wird nun (August 2012) in der deutschen Bevölkerung ausbrechen, weil Innenminister Friedrich eine Plakataktion angeordnet hat, ohne sich von den Mohammedanern bzw. ihren Verbänden die Erlaubnis dazu geben zu lassen. Wenn ich ihre Reaktion richtig verstanden habe, legen sie die Kooperation durchs Scheunentor, welches hernach auf Eis gelegt wird. Auch hätte er wissen müssen, daß Terrorismus mit dem Islam, der bekannten "Religion des Friedens" ® überhaupt nichts zu tun hat.

Schwachsinn der literarhistorischen Kommentatoren allmählich ein neuer Wahnsinn geselle. Die wissenschaftlich fundierte Stimmung eines Herrenabends reklamiert den Besen des Zauberlehrlings — »oben sei ein Kopf« — für ihre besonderen Zwecke, aber sie würde gegebenenfalls auch nicht davor zurückschrecken, uns den »Mond« ebenso zu deuten, von dem es in dem wundervollen Gedicht doch heißt, daß er »wieder Busch und Tal füllt«. »Was fällt Ihnen dazu ein?« lautet die Frage des psychischen Analytikers. Aber wir haben ein Recht, sie in empörtem Ton zurückzugeben: Was Ihnen nicht einfällt! ... Man beruhigte mich mit der Versicherung, daß hier bloß eine Mitwirkung des »Unbewußten« bei Goethe angenommen werde. Dieses Unbewußte eines Dichters ist nun freilich ein Gebiet, in dem das Bewußtsein eines Mediziners volle Bewegungsfreiheit hat. Das ist tief bedauerlich. Denn die psychischen Analysen, die an einem Privatpatienten vorgenommen werden, sind eine Privatsache zwischen den beiden vertragschließenden Teilen, aber Kunstwerke sollten dem Untersucher schon wegen ihrer Wehrlosigkeit Respekt einflößen. Goethe — irrsinnig? In Gottes Namen, daraus können wir uns noch etwas herausfetzen! Vielleicht sinkt die Menschheit auf die Knie und fleht, vor ihrer Gesundheit bang, den Schöpfer um mehr Irrsinn! Aber die Verurteilung zur Masturbation läßt ein Gefühl der Leere zurück; verzweifelt empfangt man die Erkenntnis, daß selbst wenn alle Welt masturbierte, dennoch kein »Zauberlehrling« entstehen müßte. Und trostlos ist auch der Gedanke, daß er Goethe, es nicht gewußt, nicht einmal nachträglich bemerkt hat. Er schrieb den Zauberlehrling und wußte nicht, was er bedeute. Und man hatte doch geglaubt, daß das Unbewußte eines Goethe noch immer bewußter sei als das Bewußteste eines Sexualpsychologen!

*

Die alte Wissenschaft versagte dem Geschlechtstrieb bei Erwachsenen ihre Anerkennung. Die neue räumt ein, daß der Säugling beim Stuhlgang schon Wollust spüre. Die alte Auffassung war besser. Denn ihr widersprachen wenigstens bestimmte Aussagen der Beteiligten.

*

Ich weiß euch eine solidere Deutung des »Zauberlehrlings«. »Hat der alte Hexenmeister sich doch einmal wegbegeben! Und nun sollen seine Geister auch nach meinem Willen leben.« In Abwesenheit eines verdienstvollen Lehrers und Finders sexualpsychologischer Erkenntnisse, versucht einer seiner Schüler die Methode, selbst anzuwenden. »Seine Wort' und Werke merkt' ich, und den Brauch, und mit Geistesstärke tu' ich Wunder auch.« Und er vergreift sich an einem Goetheschen Gedicht. Die Kommentierung wächst ihm jedoch über den Kopf. »Wie sich jede Schale voll mit Wasser füllt.« Zu spät erkennt er das Unheil. »Wärst du doch der alte Besen!« Nämlich ein Besen und nicht etwas anderes, das er skrupellos dafür gesetzt hat. Aber da nützt keine Reue, die Kommentierung wächst ins Uferlose. Kein Klassikerwort, das einen greifbaren Gegenstand bedeutet — sei's der letzte Pfeil, den Tell im Köcher hat, sei's ein goldener Vogel oder Ammonshorn, wie es der Wanderer findet auf den Bergen —, ist mehr vor Deutung sicher. »Welch entsetzliches Gewässer!« Endlich kommt der Professor Freud zurück. »Herr, die Not ist groß! Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.« Der Professor sieht, wie die Schüler die Lehre kompromittieren, und beschließt, dem groben Unfug ein Ende zu machen. Es war die höchste Zeit. In die Ecke mit allem, was wie ein Besen aussah und etwas anderes bedeuten sollte!

Seid's gewesen,
Denn als Geister

Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister.

*

Es ist mir rätselhaft, wie ein Theologe darob gepriesen werden kann, daß er sich dazu durchgerungen habe, an die Dogmen nicht zu glauben. Wahre Anerkennung wie eine Heldentat schien mir immer die Leistung jener zu verdienen, die sich dazu durchgerungen haben, an die Dogmen zu glauben.

*

Eine Stadt, in der die Männer von der Jungfrau, die es nicht mehr ist, den Ausdruck gebrauchen, sie habe »es hergegeben«, verdient dem Erdboden gleichgemacht zu werden.

*

Wer ist das: Sie ist blind vor dem Recht, sie schießt vor der Macht, und kriegt vor der Moral die Basedow'sche Krankheit. Und um der schönen Augen dieses Frauenzimmers willen opfern wir unsere Freiheit!

*

Die skurrilste Form, in der sich die Menschenwürde auftut: Das empörte Gesicht eines Kellners, der auf ein Klopfen endlich herbeikommt, nachdem man vergebens gerufen hat.

*

Die Plattform des Humors: Die Passagiere eines Omnibus lächeln, wenn einer beim Aufsteigen ausrutscht. Dieser lächelt, wenns ihm dennoch gelungen ist.

*

Wer die Menschenverachtung an der Quelle studieren will, setze sich in ein Restaurant, das in der Nähe eines Theaters ist, und betrachte die Gesichter der einströmenden Scharen. Wie die Spannung, die noch auf den Zügen der Dummheit liegt, allmählich nachläßt und die Zufriedenheit ein neues Ziel findet. Das Klatschen wird zum Schmatzen sublimiert. Und jeder wäre einzeln befangen und ist nur im Chorus glücklich.

*

Wo beginnt denn eigentlich die Unappetitlichkeit und wo hört sie auf? Verdauungssäle gibt es nicht. Aber warum gibts keine Eßklosetts? Öffentlich essen und heimlich verdauen, das paßt so den Herrschaften! Und doch geht nichts über die Schamlosigkeit einer Table d'hôte.

*

Der Deutsche sagt: Bis ich mit der Arbeit fertig bin, geht's mir gut. Und meint, daß es ihm so lange gut gehe, solange er mit der Arbeit beschäftigt ist. Der Österreicher sagt: Bis ich mit der Arbeit fertig bin, geht's mir gut. Und meint, daß es ihm erst gut gehen werde, wenn er mit der Arbeit fertig sei. Diese Anwendung des »bis« läßt beim Österreicher auf einen grenzenlosen Optimismus schließen. Er setzt den Anfang für ein Ende. Will er aber ausdrücken, was der Deutsche meint, so hilft er sich mit einem eingeschobenen »nicht«. Er sagt: Bis ich nicht mit der Arbeit fertig bin, geht's mir gut. Er bequemt sich also nicht ohne Widerstreben zu dieser Auffassung. Er ist einer, der sichs gut gehen lassen will und mit der Arbeit nicht fertig wird.

*

Es gibt kein unglücklicheres Wesen unter der Sonne, als einen Fettschisten, der sich nach einem Frauenschuh sehnt und mit einem ganzen Weib vorlieb nehmen muß.

*

Herr, vergib ihnen, denn sie wissen, was sie tun.

*

In der Sprachkunst nennt man es eine Metapher, wenn etwas »nicht im eigentlichen Sinne gebraucht wird«. Also sind Metaphern die Perversitäten der Sprache oder Perversitäten die Metaphern der Liebe.

*

In der Erotik gibt es diese Rangordnung: Der Täter. Der Zuschauer. Der Wissener.

*

Ein Gast des Bey von Tunis wollte eine Bastonnade sehen. Sogleich wurde ein Kerl von der Straße herbeigeschleppt und geprügelt. Den Gast überkam die Humanität, denn er hatte geglaubt, die grausame Strafe werde einen Schuldigen treffen. Der Bey von Tunis meinte: »Er wird schon was angestellt haben!« ... Es stünde auch der zivilisierten Justiz wahrlich besser an, wenn sie nicht dort bastonnierte, wo einer etwas angestellt hat, sondern dort, wo einer schon etwas angestellt haben wird. Die Justizmorde wären seltener.

*

Wenn ein Fürst besonders geehrt werden soll, werden die Schulen geschlossen, die Arbeit eingestellt und der Verkehr unterbunden.

*

In dieser Stadt gibt es Menschen und Einrichtungen, Kutscher, Wirtschaftshäuser und dergleichen, von denen man nicht versteht, warum sie eigentlich so beliebt sind. Nach einigem Nachdenken kommt man aber darauf, daß sie ihre Beliebtheit ihrer Popularität verdanken.

*

Wenn man vom Raseur geschnitten wird, ist man immer selbst schuld. Ich zum Beispiel zucke zusammen, wenn der Raseur von Politik spricht, und die anderen werden ungeduldig, wenn er nicht von Politik spricht. In keinem Falle trifft den Raseur die Schuld, wenn man geschnitten wird.

*

Wie abwechslungsreich muß das Dasein eines Menschen sein, der durch zwanzig Jahre täglich auf demselben Sessel eines Wirtshauses gesessen hat!

*

Sie ist mit einer Lüge in die Ehe getreten. Sie war eine Jungfrau und hat es ihm verheimlicht.

*

Ich kenne keine schwerere Lektüre, als die leichte. Die Phantasie stößt an die Gegenständlichkeiten und ermüdet zu bald, um auch nur selbsttätig weiterzuarbeiten. Man durchfliegt die Zeilen, in denen eine Gartenmauer beschrieben wird, und der Geist weilt inzwischen auf einem Ozean. Wie genußvoll wäre die freiwillige Fahrt, wenn nicht gerade zur Unzeit das steuerlose Schiff wieder an der Gartenmauer zerschellte. Die schwere Lektüre bietet Gefahren, die man übersehen kann. Sie spannt die Kraft an, während die andere die Kraft freimacht und sich selbst überläßt. Schwere Lektüre kann eine Gefahr für schwache Kraft sein. Leichter Lektüre ist starke Kraft die Gefahr. Jener muß der Geist gewachsen sein. Diese ist dem Geist nicht gewachsen.

*

Wenn Heine über den Diplomaten Eulenburg geschrieben hätte: »es fehlte ihm an Sitzfleisch und Ernst«, so hätte er hinzugefügt: natürlich nicht in jedem Sinne der Worte. Es wäre eine niedrige Pointe gewesen, im Stil jener Äußerungen über Platen, von denen man kaum begreifen kann, daß sie den literarischen Ruhm ihres Urhebers nicht erstickt haben. Heine hätte den Witz gemacht oder er hätte wenigstens sofort gemerkt, daß der ernstgemeinte

Satz ein Witz sei, was auf das nämliche schöpferische Verdienst hinausläuft. Dem vollständig humorlosen Harden fehlt die Fähigkeit, einen Witz zu beabsichtigen oder sich eines witzigen Sinnes bewußt zu werden. Nun gibt es aber nichts, was das schriftstellerische Können empfindlicher bloßstellt, als im Leser Vorstellungen zu erzeugen, die man nicht beabsichtigt hat. Lieber nicht zum Ausdruck bringen, was man meint, als zum Ausdruck bringen, was man nicht meint. Der Schriftsteller muß sämtliche Gedankengänge kennen, die sein Wort eröffnen könnte, und sich jenen aussuchen, der ihm paßt. Er muß wissen, was mit seinem Wort geschieht. Je mehr Beziehungen dieses eingeht, umso größer die Kunst; aber es darf nicht Beziehungen eingehen, die seinem Künstler verborgen bleiben. Wer den Diplomaten Eulenburg in eine Beziehung zu »Sitzfleisch und Ernst« bringt und nicht merkt, daß er einen Witz gemacht hat, ist kein Schriftsteller. Wer freilich den witzigen Sinn der Wendung herstellt, flößt mir nicht gerade Respekt ein. Ich hätte es damit so gehalten: Die ernste Bemerkung unterdrückt, weil ihr witziger Nebensinn mir aufgegangen wäre, und wäre sie mir als Witz, eingefallen, sie gerade deshalb nicht geschrieben.

*

Gewiß ist die Erwerbung von Persönlichkeit innerhalb einer Partei nicht denkbar. Steht man aber auch außerhalb aller Parteien, so kann man doch manchmal der Notwendigkeit nicht entgehen, eine Farbe zu bekennen, die zufällig eine Parteifarbe ist. Das ist fatal, aber als Schriftsteller hat man einen ehrenvollen Ausweg. Für die anderen mag die Meinung die Hauptsache sein, aber wichtiger ist der Tonfall, in dem man eine Meinung sagt. Der Berliner Journalist, der jahrzehntelang der Lebensanschauung des Adels hofiert hat, fühlt sich im Rechtsstreit mit einem Adeligen verkürzt und ruft: »Ob der Kläger Moltke oder Cohn heißt, ist einerlei; denn vor Gesetz oder Gericht sind alle Bürger gleich.« Das ist wahr. Aber es ist mit tierischem Ernst gesagt, so, als ob das ganze Gedankenleben des Sagenden in dieser Forderung kulminierte. Ich würde in ähnlicher Lage dieselbe Forderung stellen, aber ich glaube, daß mich beim stärksten Nachdruck, mit dem ich's täte, noch immer eine Kluft von den Verfechtern der Menschenrechte trennte, und zwar so, daß das Gericht zur Einsicht von seiner Ungerechtigkeit käme und die Demokratie um meinetwillen Aufhebung der Gleichheit vor dem Gesetz verlangte. Wenn ich eine liberale Forderung stellen muß, so stelle ich sie so, daß die Reaktion pariert und der Liberalismus mich verleugnet. Auf den Tonfall der Meinung kommt es an und auf die Distanz, in der man sie ausspricht. Es ist ein Zeichen literarischer Unbegabung, alles in gleichem Tonfall und in gleicher Distanz zu sagen.

*

Ist Schriftstellerei nicht mehr als die Fertigkeit, dem Publikum eine Meinung mit Worten beizubringen? Dann wäre Malerei die Fertigkeit, eine Meinung in Farben zu sagen. Aber die Journalisten der Malerei heißen eben Anstreicher. Und ich glaube, daß ein Schriftsteller jener ist, der dem Publikum ein Kunstwerk sagt. Das größte Kompliment, das mir je gemacht wurde, war es, als mir ein Leser gestand, er komme meinen Sachen erst bei der zweiten Lesung auf den Geschmack. Das war ein Kenner, und er wußte es nicht. Das Lob meines Stils läßt mich gleichgültig, aber die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, werden mich bald übermütig machen. Ich hatte wirklich lange genug gefürchtet, man werde schon bei der ersten Lektüre ein Vergnügen an meinen Schriften haben. Wie? Ein Aufsatz sollte dazu dienen, daß das Publikum sich mit ihm den Mund ausspüle? Die Feuilletonisten, die in deutscher

Sprache schreiben, haben vor den Schriftstellern, die aus der deutschen Sprache schreiben, einen gewaltigen Vorsprung. Sie gewinnen auf den ersten Blick und enttäuschen den zweiten: es ist, als ob man plötzlich hinter den Kulissen stünde und sähe, daß alles von Pappe ist. Bei den anderen aber wirkt die erste Lektüre, als ob ein Schleier die Szene verhüllte. Wer sollte da schon applaudieren? Wer aber ist so theaterfremd, sich vor der Vorstellung zu entfernen oder zu zischen, ehe die Szene sichtbar wird? So benehmen sich die meisten; denn, sie haben keine Zeit. Nur für die Werke der Sprache haben sie keine Zeit. Von den Gemälden lassen sie es eher gelten, daß nicht bloß ein Vorgang dargestellt werden soll, den der erste Blick erfaßt: einen zweiten ringen sie sich ab, um auch etwas von der Farbenkunst zu spüren. Aber eine Kunst des Satzes? Sagt man ihnen, daß es so etwas gibt, so denken sie an die Einhaltung der grammatischen Gesetze. An die aber muß sich der Schriftsteller nur so halten, wie der Bildhauer für reinen Ton zu sorgen hat. Darin kann man nicht unfehlbar sein, soll es auch gar nicht, denn die Verwendung unreinen Materials kann einem künstlerischen Zweck dienen. Ich vermeide Lokalismen nicht, wenn sie einer satirischen Absicht dienen, der Witz, der mit gegebenen Vorstellungen arbeitet und eine geläufige Terminologie voraussetzt, zieht die Sprachgebräuchlichkeit der Sprachrichtigkeit vor, und nichts liegt mir ferner, als der Ehrgeiz eines puristischen Strebens. Es handelt sich um Stil. Daß es so etwas gibt, spüren fünf unter hundert. Die anderen sehen eine Meinung, an der etwa ein Witz hängt, den man sich bequem ins Knopfloch stecken kann. Von dem Geheimnis organischen Wachstums haben sie keine Ahnung. Sie schätzen nur den Materialwert. Eine platte Vorstellung kann zu tiefster Wirkung gebracht werden; sie wird unter der Betrachtung solcher Leser wieder platt. Die Trivialität als Element satirischer Wirkung: ein Kalauer bleibt in ihrer Hand. Ich schreibe eine Satire über die Geheimniskrämerei einer Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, indem ich ihrer Chiffre Ö. G. Z. B. D. G. Deutungen gebe, die nicht nur jede für sich einen satirischen Sinn haben, sondern durch deren Technik ich eben jenes System der Heuchelei parodierte. Was bleibt davon? Lob oder Tadel eines Buchstabenwitzes. Der Tadel schmeckt noch besser. Ein Holzhacker im Blätterwald wirft mir die Wendung »Brahma um und Brahma auf« vor, als ob sie ein gemeiner Wortspaß sei. An und für sich ist sie es und bliebe es, wenn sie jenem eingefallen wäre. Der Kalauer, als Selbstzweck verächtlich, kann das edelste Mittel einer künstlerischen Absicht sein, weil er der Kontraktion einer witzigen Anschauung am besten dient. Jener derbe Spaß erhellt — ähnlich dem Wort »Der Schmock und die Bajadere« — blitzartig die Verwandlung des Wiener Nachtlebens in einen Esoterikerkultus, bedeutet also ein sozialkritisches Epigramm. Aber dergleichen über dem Stofflichen zu spüren, setzt eben jene literarische Kultur voraus, die man heute im Publikum beinahe so wenig wie bei den Literaten findet.

*

Lebensüberdrüssig sein, weil man in seiner Arbeit einen Fehler gefunden hat, den kein anderer findet; sich erst beruhigen, wenn man noch einen zweiten findet, weil dann den Fleck auf der Ehre die Erkenntnis der Unvollkommenheit menschlichen Bemühens zudeckt: durch solches Talent zur Qual scheint mir die Kunst vom Handwerk unterschieden zu sein. Flachköpfe könnten diesen Zug für Pedanterie halten; aber sie ahnen nicht, aus welcher Freiheit solcher Zwang geboren wird und zu welcher Leichtigkeit der Produktion solche Selbstbeschwerung leitet. Nichts wäre verfehlter, als von Formtiftelei zu sprechen, wo Form nicht das Kleid des Gedankens vorstellt, sondern sei-

nen Körper. Diese Jagd nach den letzten Ausdrucksmöglichkeiten führt ins Innerste der Sprache. Nur so wird jenes Ineinander geschaffen, bei dem die Grenze des Was und des Wie nachträglich nicht mehr feststellbar ist, und in welchem gewiß oft vor dem Gedanken der Ausdruck war, bis er unter der Feile den Funken ergab. Die Dilettanten arbeiten sicher und leben zufrieden. Ich habe oft schon um eines Wortes willen, das die Zentigrammwage meines stilistischen Empfindens ablehnte, die Druckmaschine aufgehalten und das Gedruckte vernichten lassen. Eine unvermeidliche Torheit ist es ferner, zu glauben, das Fehlen eines nachgeborenen Einfalls werde der Leser merken. Dieser Leser ist man selbst; der andere merkt auch die Einfälle nicht, die da sind. Und gegenüber einem Schreiben, das seine Unvollkommenheiten so blutig be-reut, hält dieser seine am Journalismus entartete Lesefähigkeit für vollkommen. Er hat für ein paar Groschen ein Recht auf Oberflächlichkeit erworben: käme er denn auf seine Kosten, wenn er auf die literarische Arbeit eingehen müßte? Es stünde vielleicht besser, wenn die deutschen Schriftsteller den zehnten Teil der Sorgfalt an ihre Manuskripte wenden wollten, die ich an meine Artikel wende, nachdem sie erschienen sind. Ich bin mit einer Arbeit erst fertig, wenn ich an eine andere gehe; so lange dauert meine Autorkorrektur. Ein Freund, der mir manchmal als Wehmutter beistand, staunte, wie leicht meine Geburten seien und wie lange mein Wochenbett ... Freilich geht aus all dem hervor, daß ich kein geselliger Charakter bin; ich könnte höchstens die Leute fragen, ob ihnen diese oder jene Wortfolge besser klingt.

*

Die wahren Agitatoren für eine Sache sind die, denen die Form wichtiger ist. Kunst hindert die unmittelbare Wirkung zu Gunsten einer höhern. Freilich sind ihre Produkte nicht marktgängig. Sie fänden nicht einmal dann reißenden Absatz, wenn die Kolporteure riefen: »Sensationelle Enthüllungen aus dem deutschen Sprachschatz!«

*

Eine kunstlose Wahrheit über ein Übel, über eine Gemeinheit, ist ein Übel, eine Gemeinheit. Sie muß durch sich selbst wertvoll sein: dann gleicht sie das Übel aus, versöhnt mit der Kränkung, die der Angegriffene erleidet, und mit dem Schmerz darüber, daß es Übel gibt.

*

Den Leuten ein X für ein U vormachen — wo ist die Zeitung, die diesen Druckfehler zugäbe?

*

Nach Ägypten wär's nicht so weit. Aber bis man zum Südbahnhof kommt!

*

Die Polizei sieht jetzt scharf darauf, daß sich nur das Alter und die Häßlichkeit dem Laster ergeben. Im Bordell findet nur eine solche Frau Aufnahme, deren Verdorbenheit noch aus einer früheren Polizeikära datiert und deren Tugend etwa mit den Linienwällen fiel. Es muß eine Emeretrix sein ... Die Invaliden singen: Uns habns g'halten!

*

Die Leute verstehen nicht deutsch; und auf journalistisch kann ich's ihnen nicht sagen.

Karl Kraus.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtstraße 3.**